

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Abonnementpreis

Das Abonnement kostet jährlich 1,20 M. (12 Hefen). Einmalige Beiträge werden ebenfalls angenommen. Die Redaktion ist für den Inhalt der Beiträge nicht verantwortlich.

Redaktion

Wingestraße 22, Dresden. Telefon: 1. Nr. 1798.

Verlagsgesellschaft "Arbeiter-Zeitung" Dresden.

Interesse

Werden Sie interessiert, wenn Sie wissen, was die Arbeiterklasse in der Welt bewegt? Dann abonnieren Sie die Sächsische Arbeiter-Zeitung.

Expedition:

Wingestraße 22, Dresden. Telefon: 1. Nr. 1798.

Druck: Sächsische Arbeiter-Zeitung, Dresden.

Nr. 294.

Dresden, Sonnabend den 20. Dezember 1902.

13. Jahrg.

Zum Quartalswechsel

Das Abonnement der Zeitung frühzeitig erneuert werden. Auch müssen unsere Leser für die Gewinnung neuer Freunde sorgen: neue Leser sind neue Kämpfer! In dieser Zeit der Volksaufklärung und der Befreiung heiliger Rechte muß uns allen die Aufklärung und Organisation der noch indifferenten Massen besonders am Herzen liegen. **Ruft die Zeit!**

Blamage in Sicht?

Während sich in Deutschland niemand rührt, um den geprellten deutschen Gläubigern Griechenlands und Portugals zu ihrem Geld zu verhelfen, im Gegenteil die Berliner Regierung zu diesen beiden Ländern die innigsten Beziehungen hat, befindet sich die deutsche Flotte momentan wieder einmal auf einer Verleumdungsfahrt nach Südamerika. Es ist auch schon eine große Verleumdung zu verzeichnen: Drei venezolanische Kriegsschiffe, die aber nur kleine Aufklärungsboote waren, sind verhaftet worden. Dies war gerade nicht klug, auch nicht besonders imponierend, aber es entsprach ganz der neu germanischen „Schneidigkeit“, die vor Rußland auf dem Bauche rückt, sogar russische Polizisten auf deutschem Boden ungeniert hantieren läßt, aber gegen kleine Staaten fürchterlich tapfer und energisch ist. Der deutsche Spießbürger, der selbst die menschgewordene Feigheit ist und daher vor allem, was ihm mehr und häufiger als er selbst dünkt, in Demut erträgt, meinte natürlich, Venezuela würde angefaßt der deutsch-englischen Flotte und vor allem angefaßt der bewußten deutschen Selbsthats zusammenstürzen wie ein altes Tafelmesser, aber die Sache klappt doch nicht recht.

Sehezt der Präsident Castro wäre ein Mann vom Schlage des mexikanischen Präsidenten Quarez, der die mexikanische Republik vier Jahre gegen Napoleon III. und seinen Schilling Friedrich von Mexiko verteidigte, gefestigt also, Castro näherte sich dem hingeworfenen Rebhändler aus, so würde sich England höchstwahrscheinlich sofort freiwillig in die Wüste schlagen. Bei aller Brutalität bleibt John Bull immer der Mann, der genau und fast rechnet. Wegen der Bagatelle, die beim venezolanischen Abenteuer in Betracht kommt, wird er, der eben erst erfahren hat, wie gefährlich sich ein solches überseeisches Unternehmen auszuwirken kann, nicht einen Krieg mit Venezuela, ja sogar eine Verwicklung mit den Vereinigten Staaten riskieren. So etwas bringt man nur in Verlin fertig, wo man ansehend überhaupt nichts mit Ruhe überlegen kann, sondern auch die auswärtige Politik durch vorübergehende Wollungen bestimmen läßt. Bald sprudelt die Berliner auswärtige Politik von Liebeswürdeln über, dann schwingt sie plötzlich wieder den Donnerkeil.

Wie nun die Offizien verlauten lassen, will man Venezuela allein mit der Flotte und mit der Verfolgung der Jagdgesellschaften mühe machen. Ganz abgesehen davon, daß diese Einnahmen nicht sehr erheblich sein sollen, ist nicht ganz klar, woher Einnahmen kommen sollen, wenn die Häfen

blockiert sind. Bei einer Blockade darf kein Handelsschiff in den Häfen einlaufen, und daher ist auch nicht gut möglich, daß sie hier Zölle entrichten. Ferner wird den meisten Venezolanern die Blockade ziemlich gleichgültig sein, denn sie sind auf die Zufuhr von außen nicht angewiesen. Venezuela ist ein äußerst fruchtbares Land, mit einer unendlich reichen Flora und Fauna; auf 1.137.615 Quadratkilometern leben nur zwei Millionen Menschen, so daß also von einem Abschneiden der Lebensmittel durch eine Blockade keine Rede sein kann. Venezuela erzeugt mehr an Lebens- und Genussmitteln, als es verbrauchen kann. Die Blockade schadet daher nur dem venezolanischen Handel, von dem sich aber der größte Teil in den Händen von Ausländern befindet. Somit wird eine Blockade den Präsidenten Castro, sofern er ein energischer Mann ist, nicht beugen. Was aber dann? Dann bleibt dem glorreichen deutschen Reich gar nichts anderes übrig, als unsterblich blamiert abzugehen.

Der deutsche Spießbürger, der hinter seinem Arrog mit dem Mundwerk fürchtbar tapfer ist, meint natürlich, man könne ja in Venezuela ein paar tausend Mann landen, die Republik im Sande drehen über den Haufen werfen, Castro fangen und aufhängen usw. So leicht geht aber die Geschichte doch nicht. Wie erwähnt, hat Venezuela zwei Millionen Einwohner. Ein gesundes Volk kann im Kriegsfall mit Leichtfüßler fünf Prozent seiner Kopfzahl, bei großen Anforderungen sogar zehn bis zwölf Prozent ins Feld stellen. Der Präsident Castro, die Leidenschaft der Venezolaner aufzuwecken, was wahrlich nicht gar nicht so schwierig ist, so kann er in kurzem über 100.000 Gewehre und noch mehr verfügen. Was diese Armee auch nicht nach europäischem Muster gedrillt sein, so wird sie doch einen nicht ungeschicklichen Gegner vorfinden. Da der Südamerikaner infolge der Verhältnisse, unter denen er lebt, von Jugend auf mit Schusswaffen vertraut ist, dazu liegt dem Angegriffenen die kolossale Ausdehnung des Landes, sein Reichtum an Pflanzen, Bergen und Wäldern, die die Verteidigung erleichtern, sowie das teilweise tropische Klima zur Seite. Außerdem hat Venezuela einen starken Rückhalt in den Vereinigten Staaten. Was für ein gefährliches Unternehmen ein Krieg mit amerikanischen Staaten überhaupt ist, haben ja schon mehrere europäische Mächte erfahren: England in Nordamerika, Frankreich in Mexiko, Spanien auf Cuba.

Was ein paar tausend Mann wäre also Castro nicht unterzukriegen. Man müßte hier eine Expedition großen Stils inszenieren und dann wäre noch sehr fraglich, wie die Sache ausginge. Wegen der Forderungen einiger deutscher Kapitalisten in Venezuela wäre es aber doch eine direkte Nothwehr, ein überseeisches Abenteuer, das viele Millionen verschlingen würde, zu wagen. Der sich in Südamerika anstellt, der muß damit rechnen, daß ihm ab und zu eine Revolution unheimlich wird, just so wie einer, der das Wasserhorn besitzt, darauf gefaßt sein muß, daß er abstirbt. Wer mit solchen Eventualitäten nicht zu thun haben will, muß im Lande bleiben. Außerdem darf man verstanden sein, daß die Herren Kapitalisten von den unsicheren Zuständen eines Landes nicht nur Schaden leiden, sondern aus ihnen auch großen Nutzen ziehen. Gar manche „Spekulation“, die in Deutschland recht unangenehme Folgen haben könnte, wird a. B. in Venezuela erlaubt sein. Und darum hätte man sich in Verlin nicht so sehr echauffieren sollen.

Mag nun das neueste Abenteuer der deutschen Welt-politik ausgehen, wie es will, auf jeden Fall ist es nicht gerade erhehrend. Endet es gut, so ist dies nicht das Verdienst unserer „Staatsmänner“, sondern nur der Energiehaftigkeit Castros zu verdanken. **H. K.**

Politische Uebersicht.

Die „Singer“.

In den Reihen der „Singer“ kracht es bedenklich. Vor allem geht es dem Zentrum schlecht. Schon vor der Wahl hatte einer seiner Abgeordneten gestanden, der Sozialist werde wie Sprengpulver auf die Partei wirken; der Mann hat recht behalten. Unter demselben w. Korrespondent schreibt und über die Lage des Zentrums in Weidensland folgendes:

Wenn irgendwo, so nicht das Zentrum bei den nächsten Reichstagswahlen am Rhein einen schweren Stand haben, und zwar nur dort, wo es in den Reihen der katholischen Arbeiter sowohl als in den bürgerlichen Kreisen. Während die Arbeiter wegen der hohen Preise und der unzureichenden Produktion, die die niederemittelten Bauern, aufgehoben durch die riesige Volkstimmte, das Organ der christlichen Bauernvereine, mit der Haltung des Zentrums nicht zufrieden, weil sie nicht genug erreicht ist, besonders sind sie erbost, daß die Reichstagswahl nicht nach unten gebunden sind und daß kein Fall auf sich in dem Sozialist ausgenommen werden ist. Die offizielle Zentrumspolitik ist nun überall dabei, die Opposition in den Reihen der katholischen Arbeiter zu unterdrücken und zwar vereinzelt bei einzelnen Veranlassungen, die von den Sozialisten herbeigeführt werden. Im vergangenen Sonntag wurde die kommunistische Partei eines neuen Treffs. Die Führer der Opposition kamen auf 5 Uhr nachmittags in Berlin eine Volksversammlung einberufen, um die Stellung des Zentrums zu dem Sozialist zu besprechen. Ein Mitglied des christlichen Reichstagsvereins sollte referieren. Dem Zentrum wurde nun der Wert beibringen, der Opposition das Lokal nicht zu geben, und man beschloß abzugeben um 6 Uhr nach dem nächsten Lokal eine Versammlung ein, zu der aber nur durch Postkarten und nicht durch die Presse eingeladen wurde. Als nun um 6 Uhr die Versammlung begann, machte der Herr Schwenk, die Versammlung gegen sich hin und Punkt 6 Uhr erließen die katholische Weltliche Partei die Beschlüsse mit ihren Vereinen und teilten den Satz für sich. Die Versammlung der Opposition war durch dieses Mandat verfehlt. Auf diese Art und Weise will man die Trennung der Arbeiter erreichen, doch hat die Bewegung schon zu große Fortschritte gemacht. Auch ist es mit den katholischen Bauern: diesen fehlt ein wirklich entscheidendes Organ zur Vertretung, in dem der Kampf gegen die gegenwärtige Zentrumspolitik und gegen die Zentrumspolitik in scharfer Weise geführt wird. Die katholischen Bauern helfen sich auf dem Standpunkt des großen Streik, das Zentrum wird agrarisch sein oder es wird nicht sein.

In Bayern ist eine heftige Fehde zwischen dem Agrarier Dr. Seim und seinem Zentrumstraktionskollegen Lutz entstanden. Die Fortsetzung kann lustig werden. Und der Ausschuss der Gewerbevereine in München ist den Sozialisten arg in die Glieder gefahren.

Koch ärgert sich die Konservativen und die Bündler aneinandergeraten. Im Verlauf des Streiks mußte die Schleißer Zeitung, das Organ der konservativen Gegenwärtigen des Bundes, von einer Sitzung der konservativen Reichstagsfraktion zu berichten, die vier Stunden gedauert habe und in der die Herren v. Wangenheim und Hertel

„In hast es halt verhalten...“ tröstete er sich.

Aber er konnte doch das ungewohnte Gefühl einer schmerzlichen Sorge nicht loswerden. Statt der Überzeugungsummante ihm immer der Gedanke im Kopf: „Denn ich nicht lerne, befinde ich mich auf einer schiefen Bahn...“

Nun erinnerte wieder wie er den breiten Hofweg zum Kirchhof von Clarenz hinauf. Als er durch das Gartentor eintrat, krachte ihm aus dem dunklen Geäst der Gebrüder, aus den grünen Tüpfeln von Eiben, die die weißen Karmartern halb verüllten, das Gefühl eines unentrinnbaren Schmerzjes entgegen.

Vor ihm lag der Hügel seiner Mutter aufgeschüttet, schmutzig wie das Grab einer Romanzele. Die spärlichen Kränze, welche die Verwandten geschickt waren verweilt. Die Erdhocker lagen von der Sonne ausgebleicht, in tiefen Furchen. Und ihm war, als bräde aus diesem nackten zerfallenen Gedreih der ganze Gram und die Sorge seiner verstorbenen Mutter.

Als er endlich aufbrach, dunkelte es bereits. Tief unter ihm lag das Thal. Wie wenn ein Stein zum abendlichen Fest sich mit ihren Brillanten Identität, so hinsten in der letzten Nacht die ersten Wühlhüter auf. Der gedämpfte Schall einer Hotelglocke klang herauf. Aber ihm lautete dieser Ruf nicht. Er hatte den letzten Vorlauf, gleich morgen abzureisen. Heute abend wollte er zum letztenmal ins Rauchzimmer gehen.

Eine heiße Luft herrschte in dem unterirdischen Raum. Referendar Schmitz sah melancholisch und schon etwas beglückt beim Bier. Ein fürchterlicher Witz lag auf ihm; er dachte an seine Schulden.

Kenns Pakt war sehr verquält. Er vollerte eifrig keine nikotinigen Ringerringel und erzählte dabei sehr ungläubliche Geschichten von seinen vornehmen Verbindungen, von seinen enormen Bildervereinen und so weiter, Geschichten, bei denen man nie wußte, wieviel daran wahr und wieviel gelogen sei.

Schmitz war heute in der Laune, alles für Aufschneideri zu nehmen. Denn vor einer halben Stunde hatte der Maler von dem Oberfeldner zweihundert Franken geborgt.

Wellsys Millionen.

Ein frühlicher Roman

von

Wilhelm Engel.

VIII.

Leutnant von Kalderbots hatte in Montreux das leichtsinnige Leben kennen gelernt, nachdem er als Offizier sehr froh gehalten war.

Als er am Abend des Tages, an dem er seine Mutter begraben hatte, von der Höhe des schattendunklen Kirchhofs auf das in bunter Dämmerung verblühende Montreux hinab sah, das so einladend dala, voll unbekannter Abenteuer und Genüsse, da war neben der Trauer über den Verlust ein wunderbar pridelndes Gefühl über ihn gekommen, etwas Geistes zu haben und frei zu sein!... Zugreifen zu können, von dem gebindert, sich auszutoben, von seiner frommen, aber langweiligen Stimme ermahnt.

Zwei Tage später sah er beim Champagner und ließ sich von seinen neuen Bekannten René Wolf und Schmitz in den cercle des Strangers einführen. Daß er dort beim Spiel viel Geld verlor, stimmte ihn fröhlich, denn es verbot ihm Blick in der Liebe. Das ausgemergelte gramvolle Totenmahl seiner Mutter war ganz verwischt von der lockenden üppigen Umgebung der Frau Rose.

Diese bemutterte ihn jetzt, wie sie sagte. In Wirklichkeit hielt sie ihn zum Narren und genöß das Vergnügen, das Eitelkeit viel mehr als die gemeine Liebe reizte, sich von anderen zu lassen. Sie machte ihn zu ihrem Schatzen und wuschete ihm ihre Seele. Der junge Leutnant schätzte dabei und verliebte sich immer mehr.

Aber plötzlich reiste sie ab, indem sie ihm nur ein kurzes Briefchen ließ: daß die Pflicht sie rufe. Uebrigens sei die verhängene Zeit sehr hübsch gewesen und hätte vielleicht noch länger sein können. „Lied, lieber Freund, es hat nicht sollen sein. Beschütze Sie Gott. Sie hübscher Junge!“

Als Kalderbots an diesem Abend mit seinen Freunden und dem Oberfeldner im Restaurant zusammenlag, wurde er wegen Frau Rose etwas geneckt. Er ließ sich das gefallen und meinte, er würde die schöne Frau schon einmal wiedersehen. Wenn er nach Verlin käme, wollte er ihren Mann befehlen.

Da versag René sein Gesicht zu einem wahren Galgenlächeln und sagte:

„Ach, denke, der Herr Leutnant haben sich von der Frau genug über den Köpfel barbieren lassen, daß der Mann nicht mehr nötig ist.“

Und nun erfuhr der enttäuschte Offizier, was das ganze Hotel jetzt plötzlich zu wissen schien, daß Herr Rose ein Feind sei. In dem vornehmen Palais Unter den Linden aber, von dem die Frau so viel erzählt, lag zu ebener Erde der Barbierladen, und all die Offiziere aus dem ersten Regimenten, die im „Palais Rose“ verkehrten, hatten sich dort den Schnurrbart rasieren lassen.

Kalderbots Wut war fürchterlich. Außer wollte er die ganze Gesellschaft fordern, da das aber nicht ging, tranken sich alle einen gemeinsamen Rausch an.

Zwei Tage lang war er ganz zerknirscht, denn er hatte geglaubt, diese anstrengende und übermüde Toiletten-ritualien sei wirklich eine feine Blüte aus der aristokratischen Gesellschaft, von der er in seiner Garnison nur eine hausbackene Verärgerung kannte.

Sturze Zeit darauf erfuhr er etwas ebenso Unangenehmes.

Wieder hatte er sich immer von dem Bankier seiner Mutter Geld kommen lassen, so viel er brauchte. Eines Tages schrieb er diesem, er möchte doch auch einmal beiläufig die Höhe des Kapitals mitteilen. Da erfuhr er zu seinem Schrecken, daß die erwartete Verblüffung nur etwa zehntausend Mark betragen, und daß er davon in der letzten Zeit fast fünfzehntausend ausgegeben hatte. Der junge Offizier war wie aus dem Wolken gefallen. Er dachte die Abschreibung an, die eine ziemliche Liste verkaufter Papiere enthielt, und konnte nicht begreifen, wo das Geld geblieben sei.

Als Kalderbots an diesem Abend mit seinen Freunden und dem Oberfeldner im Restaurant zusammenlag, wurde er wegen Frau Rose etwas geneckt. Er ließ sich das gefallen und meinte, er würde die schöne Frau schon einmal wiedersehen. Wenn er nach Verlin käme, wollte er ihren Mann befehlen.

Da versag René sein Gesicht zu einem wahren Galgenlächeln und sagte:

„Ach, denke, der Herr Leutnant haben sich von der Frau genug über den Köpfel barbieren lassen, daß der Mann nicht mehr nötig ist.“

Und nun erfuhr der enttäuschte Offizier, was das ganze Hotel jetzt plötzlich zu wissen schien, daß Herr Rose ein Feind sei. In dem vornehmen Palais Unter den Linden aber, von dem die Frau so viel erzählt, lag zu ebener Erde der Barbierladen, und all die Offiziere aus dem ersten Regimenten, die im „Palais Rose“ verkehrten, hatten sich dort den Schnurrbart rasieren lassen.

Kalderbots Wut war fürchterlich. Außer wollte er die ganze Gesellschaft fordern, da das aber nicht ging, tranken sich alle einen gemeinsamen Rausch an.

Zwei Tage lang war er ganz zerknirscht, denn er hatte geglaubt, diese anstrengende und übermüde Toiletten-ritualien sei wirklich eine feine Blüte aus der aristokratischen Gesellschaft, von der er in seiner Garnison nur eine hausbackene Verärgerung kannte.

Sturze Zeit darauf erfuhr er etwas ebenso Unangenehmes.

Wieder hatte er sich immer von dem Bankier seiner Mutter Geld kommen lassen, so viel er brauchte. Eines Tages schrieb er diesem, er möchte doch auch einmal beiläufig die Höhe des Kapitals mitteilen. Da erfuhr er zu seinem Schrecken, daß die erwartete Verblüffung nur etwa zehntausend Mark betragen, und daß er davon in der letzten Zeit fast fünfzehntausend ausgegeben hatte. Der junge Offizier war wie aus dem Wolken gefallen. Er dachte die Abschreibung an, die eine ziemliche Liste verkaufter Papiere enthielt, und konnte nicht begreifen, wo das Geld geblieben sei.

Als Kalderbots an diesem Abend mit seinen Freunden und dem Oberfeldner im Restaurant zusammenlag, wurde er wegen Frau Rose etwas geneckt. Er ließ sich das gefallen und meinte, er würde die schöne Frau schon einmal wiedersehen. Wenn er nach Verlin käme, wollte er ihren Mann befehlen.

Da versag René sein Gesicht zu einem wahren Galgenlächeln und sagte:

„Ach, denke, der Herr Leutnant haben sich von der Frau genug über den Köpfel barbieren lassen, daß der Mann nicht mehr nötig ist.“